

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 290 Freitag, den 24. Dezember 1920

Spohnmeyers Töchter

Roman von
Fritz Gampel.

(17. Fortsetzung.)
„Wie man alles Schöne lieben soll. Und sie ist doch auch meine Heimat.“
Als sie dann, einen Gruß tausend, in entgegengekehrter Richtung weitergingen, sann Heinz Karsten dem Wohlklang ihrer Stimme nach.

„Wenn sie musikalisch ist, dann muß ihr Organ einen wunderbar weichen Alt enthalten“, dachte er. „Das wäre etwas für meinen Kirchchor.“

Auf einer kleinen Anhöhe austretend, zwischen Ginstergebüsch hingestrichelt, schenkte er dem Gedanken lebhaftes Interesse. Ob sie sich zur Mitwirkung im Chor bereit erklären würde? Und die Möglichkeit erwägend, stiegen allerlei wunderbare Bilder in seiner Seele auf, die das still verfallene Licht des Frühlingstages in Gold wandelten und blaue Blumen auf smaragdnen Grunde erblühen ließen.

Am Abend blieb er ohne Licht. Er wollte im Dunkeln träumen. Spät noch nahm er die Geige aus dem Kasten. Und in ihrem Singen sprangen Fragen auf. Das war ein nicht zur Ruhe, nicht zum Abschluß Tonnenbescheidenheit, sondern ein Dur in Voll. Aber allmählich bildete sich ein Motiv aus, rein in Dur liegend, kantatenartig geübt und in der Führung der Melodie sieghaft vertrauensvoll, Stärke, Glauben kündend. Zubehörend, jauchzende Variationen zuleht. Befreiende Antwort, alles Klärschwere lösend.

Zwei Tage ließ er verstreichen. Am Abend des dritten machte er sich auf den Weg nach dem Berghofe.

Frau Claasen empfing ihn mit freundschaftlicher Zuvoorkommenheit, führte ihn in das Wohnzimmer und nötigte ihn auf das Ledersofa zwischen den Fenstern, die auf den Hof sahen.

Etwas, das ihre Verwandte anginge, brächte ihn, erklärte er nach kurzem nebenläufigen Hin und Her. Er hätte gern eine Frage an Fräulein Kläre gerichtet, und ob es wohl möglich wäre, sie sprechen zu können.

„Das ist ja wie ein Geheimnis, Herr Schullehrer“, tat Frau Hulda ein wenig neugierig.

„Aun ja, ein kleines, Frau Claasen, aber eins, vor dem niemand erschrecken wird.“

Ehe sie dazu kam, zu sagen, daß sie ihre Nichte rufen wolle, trat Kläre schon in das Zimmer. Sie trug eine derbe Wirtschaftsschürze und hatte die Nadel des Rattunfiedes hochgestreift. Ihr Gesicht war gerötet und das Haar hing ihr ein wenig wirr in die Stirn.

Sie begrüßte Karsten mit der ihr eigenen Zurückhaltung, schien aber angenehm berührt, ihn wiederzusehen. „Sie müssen mein Aussehen einschulden“, sagte sie mit einem schmalen Lächeln. „Ich bin beim Wasche-Einweichen und wachte nicht, daß Lante Besuch hat. Da will ich nur sofort wieder gehen.“

„Rein, so bleib schon, Kind. Der Herr Schullehrer will dich etwas fragen.“

„Was etwas fragen?“ Sie schien ehrlich verwundert. „Na, wahrscheinlich nicht, ob du seine Frau werden willst.“ scherzte Frau Claasen in der mitunter bel ihr zum Durchbruch kommenden derben Bauernart, die Kläre nicht mochte und die auch heute ihr Mißfallen erweckte.

„Aber, Lante!“ sagte sie vorwurfsvoll, in Gegenwart Karstens doppelt unangenehm berührt. Der nahm den Scherz mit einem fröhlichen Lachen auf. „Mit dieser Frage würde ich wahrscheinlich wenig Glück haben. Um einen Herzkloppler

Schulmeister gehen alle jungen Mädchen vorsichtig herum. Nicht rühr an!“

Kläre tat die trotz der Bemühung zum Gegenteil gesprochene, herb klingende Bemerkung weh. „Alle jungen Mädchen würden es gewiß nicht tun“, sagte sie impulsiv. „In solchen Dingen darf man nicht verallgemeinern.“

Karsten empfand ihre Worte wie ein freundschaftliches Geschenk und bildete sie dankbar an. „Sie haben recht. Ich meinte es auch nicht so, wie ich es sagte. Aber wenn ich nun auf den Zweck meines Besuchs kommen dürfte. . . Um es ohne Einleitung zu sagen: ich wollte Sie fragen, Fräulein Spohnmeyer, ob Sie geneigt sein würden, meinem Kirchchor beizutreten?“

Die Frage kam Kläre als eine völlig unerwartete. Sie fand keine Entgegnung und bildete verlegen zu Boden.

„Würde dir das keinen Spaß machen?“ fragte Frau Claasen, ihr zur Hilfe kommend. Sie hätte es nicht gern gesehen, wenn Kläres Antwort eine ablehnende gewesen wäre, da sie auf Grund ihrer positiven Richtung die Ansicht vertrat, daß es nicht schädlich sei, Mädchen, die mit kirchlichen Dingen in Berührung treten, unerfüllt zu lassen.

„Es würde mir wohl Freude machen“, sagte Kläre, zögernd sprechend, da sie im Augenblick über die zu gebende Antwort sich noch nicht klar war und das unbestimmte Gefühl hatte, daß es besser sei, ablehnend zu entscheiden. „Aber ich glaube, Herr Karsten können großen Dienst zu erweisen, wenn ich seinem Besuche nachkomme, da ich in einem Chor noch nie mitgesungen habe und etwas Besonderes überhaupt nicht leisten würde.“

Heinz Karsten war sichtlich enttäuscht. Er sah ganz niedergedrückt aus. „Und Sie würden es auch nicht auf meinen Versuch antworten lassen, Fräulein Spohnmeyer, ich meine, wenn ich Sie sehr darum bitte?“

Sie sah seine Augen mit einem bang forschenden Ausdruck auf ihr Gesicht gerichtet. „Wenn Sie einen Versuch mit wagen wollen, Herr Karsten? Aber ich glaube, daß Sie wenig Freude an mir erleben werden.“

Heinz atmete tief auf; ein glückliches Leuchten suchte aber sein Gesicht. „Ich bin überzeugt, daß ich nicht enttäuscht sein werde.“ Und Frau Claasen fügte hinzu: „Geh, es wird schon gehen. Man darf sich nicht zu wenig zutrauen.“

Als Kläre versprochen hatte, schon zur nächsten Lebensstunde im Schulhause erscheinen zu wollen, verabschiedete sich Heinz Karsten, obwohl ihn die Berghofsbäuerin zu längerem Verweilen einlud. Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß Kläre seine Anwesenheit als Erledigung der Sache hinaus, die zu seinem Besuche veranlaßt gewesen war, als eine Störung empfinden möchte, da sie offenbar beschäftigt, die begonnene Arbeit zu Ende zu bringen. Denn sie hatte zwar die hochgetrempelten Kleiderärmel heruntergestrichelt, aber die Wirtschaftsschürze aus grobem Sadum nicht abgelegt.

Die kleinliche Festimmung, die ihn belästigen wollte, fand indes in seiner Seele keinen geeigneten Nährboden. Er war über die Zulage Kläres viel zu glücklich, um unbedeutenden Nebenächlichkeiten Hausrecht zu gewähren.

Auf seinem Heimwege dachte ihm die glänzenden Augen der Nacht goldene Tropfen, die aus dem welkenfarnen Meere reiner Glückseligkeit ihren Weg in irdischer Nähe gefunden hatten. Und einzelne dieser Glückstropfen fielen in sein in starken Schlägen schokantes Herz.

Dahin: sagte er seiner Geige, was ihn bewegte. Und ihr Singen erzählte es der lauschenden Frühlingnacht wieder.

mir ein. Ich rief die Schwester. Cyrcut trat sie ans Bett. „Gott sei Dank!“ sagte sie. „Es geht beßer! Das wird Ihnen keinen Schädigung am meisten freuen!“

„Ach, den Otto!“
„Ja, ein prächtiger Junge! Er wollte Tag und Nacht nicht von Ihrem Bette weichen! Der Herr darf nicht sterben!“ sagte er, und so te er das sagte — nie habe ich im Tone eines Menschenwortes einen ergreifenderen Appell an die göttliche Gerechtigkeit vernommen, als er im Klange seiner Worte lag: „Der Herr darf nicht sterben!“ Und er hat recht behalten — die Kräfte ist überwunden, sagt der Arzt.“

So war ich dem Leben wiederbeschenkt. —
Am Tage vor Weihnachten, den Heiligen Abend, hatte ich Nachmittags meinen Kaffee getrunken und ein Stück Stollen dazu gegessen. Dann war ich eingeschlafen. Vor einem leisen Geräusch erwachte ich. Es war schon dunkel im Zimmer. Die Tür wurde leise geöffnet, und zu meinem Erschaunen sehe ich Otto hereintreten, in beiden Händen einen kleinen, buntgeschmückten Weihnachtsbaum haltend, dessen Lichter bereits angezündet waren. Leise, leise schlich der Junge zum Tisch und stellte den brennenden Baum darauf; an der Tür stand die Schwester und sah lächelnd seinem Beginnen zu. Da hielt ich mich nicht mehr: „Otto! rief ich. Und eine frohe Knabenstimme antwortete:
„Herzjott, sind Sie wach?“

Im Nu war er neben meinem Bett, hatte meine Hand gefaßt:
„Jetzt werden Sie leben! Ich wußte es ja: der liebe Gott ließ Sie nicht sterben.“

Ich drückte dankbar die Hand des treuen Jungen.
„Woher kommt denn der Weihnachtsbaum?“ fragte ich.
Ein Lächeln flog über seine Züge.
„Mein Werk!“ sagte er stolz. „Damit Sie sehen sollten, daß der Baitler doch auch noch etwas kann.“

„Du sollst nicht so von mir sprechen, Junge! Woher hast du denn die Lichter und den Christbaumschmuck?“
„Na, gekauft!“
„Wer gab dir denn das Geld?“

Er stockte, sah hinüber nach der Schwester, die am Fußende meines Bettes saß. Sie nickte ihm zu. Dann fuhr er zögernd fort:
„Das hab ich von der Schwester! Ich hab ihre alle die Tage her, seit Sie hier sind, das Geld, Binden gewickelt, Wasser getragen, und da hab ich mir ein paar Groschen verdient! Damit ich Ihnen eine Freude machen könnte! Ich weiß ja doch, Sie stehen allein im Leben — na, aber einen Menschen muß man doch haben, der einem zu Weihnachten eine Freude macht und den Christbaum aufstellt! Und der wollte ich sein.“

Die Schwester nickte.
„Das hat er sich nicht nehmen lassen! Wir Schwestern wollten Ihnen, wie jedem unserer Patienten, ein Bäumchen für das Krankenzimmer anpflanz — aber das lit er nicht. Keine fremde Hand durfte an Ihren Baum — er hat alles allein gemacht.“

Ich war tief ergriffen.
„Und die Tanne?“ fragte ich. „Hast du sie gekauft?“
Wieder stockte er.
„Gib doch Antwort, Otto!“

„Nein, die hab ich nicht gekauft —“
„Woher ist sie dann?“
„Ich habe sie aus der Hetze gekauft — da wachsen sie wild.“

„Aber, Otto, das darf man doch nicht —“
Ein seltsamer Blick brach aus den hellen Knabenaugen.
„Doch! Wenn man jemand was Liebes erwischen will und hat doch sonst kein Geld dazu — dann darf man das!“

Darüber konnte man ja nun freilich anderer Ansicht sein. Aber ich sprach es nicht aus. Ich konnte nicht; es fleg mir heiß aus der Brust empor.
„Ich danke dir, Otto! Und unter diese Tanne da lege ich dir jetzt als Weihnachtsgabe: am 1. April kommt du nach Waltersdorf auf die Schiffsjungensule — es ist sicher.“

Eine Träne glänzte in seinem Auge. Schweigen war im Zimmer. Nur die Lichter am Baum flüsterten leise, und auf den geheimnisvollen Duft der Tannennadeln zog der Geist der Weihnacht durch den Raum: „O du fröhliche, o du seltsame, gnadenbringende Weihnachtszeit.“

Otto wurde ein tüchtiger Mensch und braver Seemann. Als seine Militärzeit kam, trat er als Freiwilliger in die Kaiserliche Marine. Bei Kap Horn ging er mit dem Geschwader des Grafen Spee, seine Treue bezeugend, in die Tiefe. Das Meer raufte über seinem Grab und das Kreuz des Südens leuchtete darauf nieder. — — —

„Wer hat das beschlossen?“
„Na die, die meiner Mutter immer alles Berrückte einblasen“ brach es läch aus ihm hervor. „Die Leute, die Nachbarn, die mich einen Baitler nennen, die sich hinter Muttern hecken, weil sie sich zu viel Angst haben, und was sie sagen — die haben Muttern den Fioh ins Ohr gesteckt! Und Mutter glaubt ihnen!“

„Und du, Otto?“ Er schüttelte sich.
„Ich will nicht! Reue, ich will nicht an die Kreisertöpfe! Bieher gehe ich in die Saale!“

„Reue nicht solch Zeug, Otto! Was möchtest du denn werden?“
„Das möchte ich Ihnen sagen — darum kam ich her! Sie sind ja aus Hamburg — na, und da werden Sie doch wissen, was man machen muß, wenn man aufs Schiff will!“

„Wißt du das?“
Da sprang er auf, hüpfte auf mich zu, umflammerte meine Knie und aus heilem, leidenschaftlichem Herzen klang es empor:
„Ja, das möchte ich! Helfen Sie mir dazu, bitte, bitte, bitte! Und ich lasse mich für Sie totschlagen!“

„Auch Heiße erschütterte von diesem lächerlichen Ausbruch einer überbalen, gequälten Kindesseele, löste ich sanft seine Arme von meinen Knieen.
„Geh auf, Otto! Vor Menschen kniet man nicht!“

„Doch! Wenn sie uns das ganze Lebensglück verschaffen können doch!“ — so sagt Mutter!
„Nein, nein, Otto, auch dann nicht! Steh auf! Also auf's Schiff willst du?“

„Ja! Oh, fremde Länder und Völker sehen, über das Meer fahren, gegen Sturm und Wetter kämpfen und endlich auch mit dem Schiffe untergehen — das möchte ich — das will ich! Aber die Kreisertöpfe beim Buchbinder, — nee, die sind mein Tod!“

„Ich verlaße ihm die Hand.“
„Schön, Otto! Etwas bestimmtes kann ich dir heute noch nicht versprechen. Denn du begreifst, daß das noch vor allem die Zustimmung deiner Mutter nötig ist.“

„Oh, die sagt Ja! Die hat sich ja bloß durch die alten Weinsieder von Nachbarn und guten Freunden verrückt machen lassen.“

„So spricht man nicht von seiner Mutter, Otto! Schäm dich!“
„Aber! Ich hab ihm die in Wangen.“

„Ne! Ich weiß wohl! Und sie ist so 'ne gute Mutter!“
„Na also! Ich verpöche dir, mein Junge, daß ich sehen will, was sich tun läßt! Und ich hoffe, daß du zu Eltern nicht an den Kreisertöpfen, sondern auf einem Schiffe sitzen wirst.“

Tränen brachen aus seinen Augen.
„Dann will ich Ihnen tun, was ich Ihnen an den Augen ablesen kann!“ jauchzte er — — —

Das Glück war mir günstig. Seine Mutter stimmte ohne weiteres zu. Ihr selbst hatte die Absicht, Otto Buchbinder werden zu lassen, nicht gefallen, und sie, eine schwache, willenlose Frau, hatte dieser Absicht nur zugestimmt, um getreue Freunde und gute Nachbarn nicht zu verlegen, von denen einer sich erbot, den Jungen als Buchbinder in die Lehre zu nehmen. Damit er nicht ein vollständiger Baitler werde! Bei menschenfreundlichen Wohlthätern und Freunden in Hamburg gelang es mir, durch eine Sammlung die erforderliche Summe aufzubringen, die nötig war, um Otto in der Schiffsjungensule zu Waltersdorf bei Hamburg unterzubringen. Seine Aufnahme zum 1. April war sicher gestellt, und ich selbst freute mich am meisten, einem jungen eifrigen Menschenkinde ein wenig Bespewer und Wohlwunder ins Leben sein zu dürfen. Zu dem in einigen Wochen bevorstehenden Weihnachtsfeste wollte ich Otto die fertige Heberarbeit auf den Wägentisch legen — einstweilen lagte ich ihm nur, daß er gute Hoffnung haben dürfe. Seine Freude konnte keine Grenzen, und jeden Wunsch, den er mir an den Augen ablesen konnte, erfüllte er. Sogar die „Jummasen“ haute er nicht mehr, und das wollte nach jahrelangen Geben und Kämpfen gewiß etwas heißen.

Etwas vierzehn Tage vor Weihnachten erkrankte ich plötzlich so schwer, daß ich mich aus meiner Wohnung auf bringenden Mal des Arztes in die Klinik aufnehmen lassen mußte. Lange Tage lag ich demüthlos in hohem Fieber, und als ich einmal die Augen aufschlug, war es mir als sähe ich Otto durch das Zimmer huschen. Aber sofort verblümmerte auch alles wieder und Bewußtlosigkeit umfing mich aufs neue. Die Ärzte hatten einstweilen jeden Besuch verboten. Erst zwei Tage vor Weihnachten ließ das Fieber nach und Heile sich wieder Klareheit und Bewußtsein bei



Wie zum Woltersingener Kirchenchor gehörigen jungen
Burschen und Mädchen in die Ränge zu gewinnen, als Kläre
sich am nächsten Samstag im Schulzimmer zu der Neigungs-
stunde einfinden und von Heinz Karsten mit offensichtlich
Freude empfangen und ihnen bekannt gemacht wurde. Sie
gaben sich schon und zurückhaltend, wenn nicht gar abweidend,
und Kläre empfand deutlich, daß man sie als Einrückling
betrachtete. Fast glaubte sie, ihre Zurückweisung durch
geben und sich in eine Art Abenteuer gestürzt zu haben, aus
dem es nun natürlich vorläufig kein Entrinnen gab.

Sie nahm auf dem für sie bereitgestellten Stuhle Platz,
nachdem sie Heinz gebeten hatte, für die ersten Abend ihrer
Anwesenheit nur Zuhörerin sein zu dürfen, und ließ ihre
Blicke über die etwa zwanzig Ränge zählende Sängerschaft
gleiten. Die Mädchen waren, einzelne kleine verstandene
Rebensackelchen abgesehen, ausnahmslos in die Heidekraut
gehüllten, tragen den fallerreichen, meist in lebhaften Farben
gehaltenen, von einer bunten Schärze verzierten Modus aus
derber Wolle, das Samtmieder über die weite Tauchaide und
das von einer gebäumten Kante geschmückte Kopftuch. Die
Burschen gestanden sich mehr in modischen Abweichungen, was
besonders bei Helm Peterjen auffiel, den Kläre in der hintersten
Bankreihe bemerkte und der dem jüngsten Mitglied des Wol-
tersingener Kirchenchores lebhaftes Interesse entgegenbrachte.
Er war durchaus modisch mit einem Stiefel ins Gedächtnis
schleudert und glaubte, Kläre an die mit ihr in seines Vaters
Kammladen gefundene Bekanntheit durch auffälliges Aiden
und grüneses Lächeln erinnern zu müssen.

Kläre stand unter dem Eindruck, seine Anwesenheit als
Awas zu empfinden, das ein unbedingtes Gefühl in ihr aus-
löste. Es schien ihr, als wenn hinter seinem Rücken eine
starke, heimliche Begehrlichkeit vorübergehe, die er nur schlecht
zu verhalten imstande war. Ihr anfänglich mit harmloser
Freundlichkeit auf ihn gerichteter Blick nahm einen kalten
Ausdruck an und glitt von ihm ab.

Hein war in Verlehr mit den weiblichen Geschlecht viel
zu sehr erfahren, um nicht zu verstehen. „Natürlich,“ dachte er,
„nicht ihr der Schullehrer in der Nase, wenn er auch man bloß
ein Knäuel ist. Und der steht natürlich auch, daß sie hübsch
ist, Figur hat und für das Ehebett nicht die Unabstelle wäre.
Hätte er ihr sonst einen Stuhl hingestellt, während wir uns
in die engen Bänke quetschen müssen?“

Hein kam nicht umhin, die verschiedene Wertung, die er
im Hinblick auf die verschiedene Sitzgelegenheit glaubte
schließen zu müssen, insofern eifersüchtiger Bewegungen als eine
bedeutende Ungerechtigkeit zu betrachten. Er glaubte, sich
dabei rächen zu müssen, daß er den Umhang weniger Auf-
merksamkeit als sonst entgegenbrachte und verchiedentlich falsch
lang, so daß Heinz ein bedeutendes Mäße an Mühe auf-
wenden mußte, um die Pfingstmotette vorwärts zu bringen.

Ueberhaupt hatte er es nicht leicht. Trodhem er mit
voller Eingabe bei der Sache war, blieb an den Leistungen der
Sänger viel zu wünschen übrig. Die Heider hatten nicht
einige Stimmen, aber sie brachten den Bemühungen ihres
Dirigenten, sie zu bilden, Tonanfang, Aussprache und Vortrag
zu helfen, eine auffallende Schwermütigkeit entgegen.

Kläre bewunderte die zähe Ausdauer, die nahezu himm-
lische Geduld Heinz Karstens, glaubte aber, daß sie einer
besseren Sache würdig gewesen wären. Und da sie in Un-
kenntnis der Verhältnisse einen zu hohen Maßstab an die
Leistungen des Woltersingener Kirchenchores gelegt hatte,
war sie von dem, was sie nun hörte, natürlicherweise stark
enttäuscht.

Trodhem mochte sie nicht länger unartige Zuhörerin
bleiben. Sie hatte die melodische Weise der Motette längst er-
reicht, und als eine schwerere Stelle erhöhte Anforderungen
an die Auffassungsgabe der Sängereinen Kette und Heinz
Karsten besondere Mühe hatte, sie ihnen einzuprägen, erhob
sich Kläre, trat zu den fünf Mädchen, die immer wieder
falsch sangen, und setzte mit klarer Stimme ein. Ein weicher,
warmer Ton schwebte durch den Raum, ihm die Führung an
sich und ließ Heinz gütlich abwärts aufhorchen. Er fand
seine Erwartungen weit übertroffen.

Als der letzte Ton des Chores verklungen war, setzte
er die Geige ab, bildete Kläre dankbar erheitert an und sagte

anerkennd: „Ausgezeichnet, Fräulein Spohnmeyer. Nun
wird es schon vorwärts gehen.“

Marie Larjen stieß ihre Zehen vielfachend in die Seite.
Und eine Mißion verdeckte sich küchend hinter dem breiten
Rücken Kathrine Rasmussen und stiller lieh Katharina,
der hochblonden Anne Klasing zu: „Es ist aus mit dir.
Er hat was Besseres gefunden.“

Anne Klasing, die im Chor eine Art Primadonnastellung
einnahm, erwiderte heftig und warf der Sprecherin einen ver-
weisenden Blick zu. Dann ging ihr Auge zu Heinz und wand
sich auch schließlich zu Kläre hin, die das Lob begehrend ab-
lehnte. „Es war nur ein Versuch, Herr Karsten.“

„Aber ein durchaus gelungener, der mich mit neuen
Erfahrungen erfüllt.“

Anne Klasing lächelte spöttlich. Und dann kam etwas
Feindseliges in ihr Auge, was Kläre und Heinz Karsten
galt. Wenn er sie nicht brauchte, dann sollte er es was ruhig
sagen! Sie fand schon längst keinen Gefallen mehr an
diesen Uebereien.

Als Heinz um eine Wiederholung der Stelle gebeten hatte,
schweig sie, die Lippen trotzig aufeinanderpressend.

„Nun, Anne, warum singen Sie nicht?“ fragte er das
blonde Mädchen.

Sie blieb eine Antwort schuldig, ließ den Kopf fallen und
nestelte verlegen an den Miederknöpfen.

„Wertwürdige Menschen,“ dachte Heinz. „Angeordnet ver-
leht.“

Es wollte nicht mehr recht vorwärtsgehen. Eine Miß-
stimmung bemächtigte sich Heinz, die ihn die Neigungsstunde
vorzeitig abbrechen ließ.

Als Kläre sich als Letzte von ihm verabschiedete, sagte
sie: „Ich glaube, man mag mich in Ihrem Chor nicht,
und ich halte es für besser, wenn ich nicht wiederkomme.“

„Aber ich bitte Sie, Fräulein Spohnmeyer!“ sagte Heinz
erhört erschrocken. „Das werden Sie mir doch nicht antun
wollen! Die kleine dumme Mißstimmung von vorhin ver-
hin verläuft wieder. Man muß sie gar nicht beachten. Und
nicht wahr, Sie werden mir nicht antun?“

Er legte so viel quälendes Bitten in seine Stimme, daß sie
sagte: „Ihnen zu gefallen will ich wiederkommen, obgleich
mich das törichte Gebahren der Mädchen verliert hat.“

Er dankte für ihre Zusage und bot ihr eine Begleit an.
Kläre lehnte mit freundlicher Bestimmtheit ab. Er möchte
sich nicht bemühen. Außerdem würde die Absetzung gegen sie
durch seine Begleitung nur eine Verstärkung erfahren, falls
man sie beobachten sollte. Und das möchte sie im Interesse
seines Chors vermeiden wissen.

Obwohl er die vorgebrachten Gründe nicht für kritisch
anerkennt wollte, fügte er sich ihrem Wunsch: und trat in das
Haus zurück, als sie seinen Blicken im letzten Dunkel des
Frühlingsabends entschwinden war.

Als Kläre die letzten Häuser dems Ortes hinter sich
gelassen hatte und, in Gedanken über die Ereignisse in
Schulhaufe veranlet, dem Abbau zutriebte, hörte sie den
Klang haltender Schritte hinter sich, denen man das Bestreben,
sie einzuholen, anmerkte. Eine leise Furcht krieg in ihr hoch.
Sie schritt schneller zu und warf einen schmerzlichen Blick zurück.
In ungewissen Umständen erkannte sie eine männliche Ge-
stalt. Und nun traf ein Ruf ihr Ohr. Der ihr Folgende
nannte ihren Namen.

Sie glaubte, die Stimme zu kennen, ließ von ihrer Hektik
ab und atmete tief. Wie unangenehm waren Erlebnisse, die
an Abenteuer erinnerten, in Dunkelheit und Einseitigkeit!

„Aber können Sie erkennen,“ sagte nun die Stimme dicht
hinter ihr. Und dann trat jemand an ihre Seite: Helm
Peterjen.

Kläre war stehen geblieben. Ein starker Kinnstoß krieg in
ihr hoch. Was fiel dem Menschen ein, ihr nachzulaufen, sie
zu belästigen und zu erschrecken?

„Wünschen Sie etwas von mir?“ fragte sie mit lächer-
lich nachlässiger Stimme.

„Ohe! Dieser Prinzessinenton gehörte die nicht! Er
schaltete Heins Blut auf und ließ ihn gegen seine Wölke eine
schroffe Antwort finden: „Was sollte ich von Ihnen wünschen?
Nach Hause begleiten will ich Sie. Weiter schon gar nichts.“

„Das ist sehr lebenswichtig von Ihnen,“ entgegnete Kläre

mit unverkennbarem Spott in der Stimme. „Aber ich muß
Ihnen sagen, daß ich auf Ihre Begleitung verzichte.“

Sein biß sich auf die Lippen, verdrühte aber trotz der
glatten Abweisung einen neuen Anlauf. Nun mit entschloener
Neigung zur Liebeswürdigkeit und unter dem Besonen sich
zierender Ritterpflicht. „Es gehört sich nicht, eine junge
Dame schuldig in die Nacht hinzulassen zu lassen. Ich dachte,
der Herr Schull her würde Sie heimbringen. Aber als ich
Sie dann allein gehen sah, meinte ich...“

„Soll ich es Ihnen noch deutlicher sagen, daß ich Ihre
Begleitung ablehne?“ Ihmit ließ den Faden seiner Courtoisie
durch. „Ich brauche keinen Schutz. Und nun wollen Sie,
bitte, gehen und mich nicht länger aufhalten.“

„Aber wenn ich nicht gehen will,“ sagte Hein, die Artig-
keit verlassen und in das Gegenteil fallend, während er
näher trat, daß Kläre seinen fliegenden Atem spürte.

„Dann werde ich Sie für unerschämmt erklären,“ ent-
gegnete sie, sich zur Gelassenheit zwingend. Der Ausdrück-
liche begann ihr unheimlich zu werden. Eine heiße Angst trat
über ihr Herz. Wer stand ihr bei, wenn er sich an ihr ver-
griff? Wer würde ihren Hil erufen hören?

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich mit einem Lattcher Freundschaft schloß.

Von
Max Tren.

(Nachdruck verboten.)

Vor einer Reihe von Jahren war ich im Wintersemester
mehrere Monate lang in Halle, meiner alten Jugendstadt,
um in der Universitätsbibliothek die Vorarbeit zu einer
wissenschaftlichen Abhandlung auszuführen. Ost, wenn ich
gegen 1 Uhr den Lesesaal verließ, um zu Tisch zu gehen,
traf ich an der Eingangstür einen etwa vierzehnjährigen
Jungen, der an die Herausforderung, die etwa einen Stoß
Wälder mit sich trugen, mit der Frage herantrat: „Darf
ich Ihnen die Bücher tragen?“ Manche nahmen das stets in
bescheidenem, höflichen Ton unter Abnehmen der Mäße
vorgebrachte Anerbieten an, manche lehnten ab. Mir fiel
der Junge auf. Es war ein kräftiger, gesundgewachsener,
schlanter Bengel, aus dessen frischem Gesicht zwei klare,
braune Augenpaare forschend und beobachtend, hell schau,
hell trotzig in die Welt blickten. Seine Kleidung war
für die kalte Jahreszeit sehr dürftig; aber niemals sah ich
ein Loch darin, alles war sauber genäht und gestickt und
von Flecken gereinigt. Würste und Seife waren offenbar
keine unbekanntes Dinge. Eine sorgende, schaffende, treue
Mutterhand waltete ersichtlich seiner Bekanntheit zu machen.
Man kann ja auch in Halle Menschen finden.

Der Zufall kam mir zu Hilfe. Eines Tages nahm ich
mit einem ganzen Stoß Bücher mit nach Hause. Als ich
aus der Tür trat, war der Junge nirgend zu sehen. So
mußte ich sie allein tragen. Gerade vor dem Hause der
Freiheitsstraße und Wilhelmstraße, in welchem damals noch
mein einstiger Vermieter alter Lehrer, Dr. Webermann,
als treuer Mieter durch lange Jahrezeit hindurch wohnte,
wollte es das Mißgeschick, daß mir mehrere Bücher unter
dem Arm hervorwühlten und in die Erde fielen. Eine rasche
Kneubehand hob sie auf — es war der vermählte Junge.
Er zog die Mäße.

„Ich habe mich veripäht,“ sagte er. „Darf ich Ihnen
die Bücher tragen?“

„Wohin?“ fragte er.

„Zum Restaurant „Bilfener“ in der Barfüßerstraße! Weist
du das?“

„Jawohl! Aber da wohnen Sie doch nicht?“

„Nein! Nach einer Stunde kannst du wieder dorthin
kommen und mir die Bücher von da nach Hause tragen.“

„Kann ich denn das nicht jetzt gleich?“

„Ich gehe jetzt nicht nach Hause!“

„Ja, da brauchen Sie doch nicht selbst dabei zu sein!“
Ich ärgerte mit der Antwort. Ich kannte den Jungen
gar nicht — konnte man ihm für mehrere hundert Mark
Bücher antretreten? Er erriet, was mir im mind vorlag.

Sie glauben wohl, ich brauche Ihnen durch mit die

Bücher? Ne! Das tue ich nicht! Wenn ich noch bloß in
Lattcher bin — aber stehen tue ich nicht —“

Dahs gornig, halb verächtlich leuchtete es aus dem braun-
nen Knabenauge zu mir herüber.

„Bist du denn ein Lattcher?“ fragte ich.

„Ja, die Leute sagen! Die wissen ja immer alles! Wun-
ter ist den Tag aber nicht zu Hause, bloß Mittags und
Abends kommt sie — sie geht neben und waschen zu den
Herrenschaften —“

„Aber dein Vater?“

„Vater? Hab ich keinen! Ist durchgegangen! Hat Mut-
tern und uns fünf Jungen liegen lassen! Keiner weiß, wo
er ist —“

„Das ist ja traurig!“

„Aha, wir kommen auch ohne Vatern durch! Mutter ver-
dient Geld, und ich teile Trübsal mit!“

„Und was machst du damit?“

„Ja, die geht ich Mattern! Das ist doch Natur!“

„Ist auch wahr?“

Er hob das fluge Gesicht, offen und frei leuchtete das
Auge.

„Da können Sie sie selber fragen!“

„Ich glaube dir, mein Junge! Wie heißt du eigentlich?“

„Otto Winter!“

„Und wo wohnst du?“ Er nannte eine der kleinen,
schmalen Gassen hinter dem Stadttheater.

„Warum sagen denn die Leute, daß du ein Lattcher
selest?“

Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Aha, die! Die quatschen viel, wenn der Tag lang ist
Weil wir auf der Gasse toben und Lärm machen, weil wir
uns hauen und Krieg spielen — darum sagen sie es! Na ja,
die besten sind wir ja nicht, und hauen tue ich auch!“

„So? Wen denn?“

„Ja, die Zummhaken — (ein Spitzname von altersher
für die Stadtgymnasialisten).

„Haben die sich denn das gefallen?“

„Ne, gar nicht! Manchmal teile ich Steile, und feste!
Aber das ist aber nichts! Sie teilegen wieder welche —“

„Warum haßt du die denn?“

Ein trostiger Blick zog zu mir herüber.

„Weil sie es besser haben als ich!“

Ich erwiderte fast, so heftig klangen die Worte. Also schon
in die er Knabenzeit gütete der Kampfkampf.

„Ist denn das ein Grund?“ fragte ich begütigend.

„Nein! Aber warum bin ich ein Lattcher, und die sind
Bierpuppen?“

Ich legte ihm die Hand auf den Kopf.

„Da fragst du mich zu viel, mein Junge! Aber ich will
dir etwas sagen: Du kannst mir die Bücher direkt nach
Hause tragen —“

Ich gab ihm meine Adresse. In seinen Augen sah ich es
ferudig aufleuchten.

„Wollen Sie mir trauen?“

„Ich trau dir, mein lieber Junge!“

Hastig kneckte er mir die Hand hin.

„Das ist schön von Ihnen und das freut mich! Und Sie
werden damit nicht reinfallen!“

Ich fiel nicht herein — er hatte recht. Seit diesem Tag
kam ich oft mit ihm zusammen. Er brachte mir meine Be-
gabung und Botengänge, und ich fand bald, daß er zwar ein wilder,
stiller Junge war, an dessen jugendlichem Herzen bereits
soziale Vererbungen saßen, daß er aber durch und durch zu
seiner ersten Charaktereigenschaft, die ihren Zug nicht
durchs Leben gehen, sobald sie nur erst auf diesen Zug
geführt worden sind. Seine Mutter, eine schlichte, abge-
arbeitete, durch ein hartes Los verformte Frau, sowie
sein Lehrer bestätigten mir diese Meinung.

„Otto Winter,“ sagte lechterer zu mir, „hat alles Zeug
zu einem tüchtigen Menschen! Aber er muß unter starke
Acht, sonst verdirbt er! Der Mutter wachst er über den
Kopf —“

Eines Tages gegen Abend, als ich am Schreibtisch saß, kam
Otto ohne, daß ich ihn bestellt hätte, zu mir. Das war bisher
noch nie geschehen, und mein erster Gedanke, als ich ihn
sah und verlegen eintreten sah, war, daß er vielleicht
irgendwelchen Lattcherstreich ausgeführt haben konnte, von
dessen etwaigen Folgen er meinen Schutz anrufen wollte.

„Na, Otto, was bringt du?“

Er drehte verlegen die Mäße in der Hand.

„Ich möchte Ihnen gern mal sprechen!“

„Schön! Setz dich hin und dann schick los!“ Er setzte sich.

„Ich komme doch zu Ehren aus der Schule,“ begann er,
„und da haben sie nun beschloffen, daß ich Nachhülfer
werden soll —“

